

WW VIEBERS
VERLAG



Abenteuer mars

Will Hofmann

Will Hofmann

Erzählung

Abenteuermars

Will Hofmann, geb. 1949 im Taunus. Arzt für Allgemeinmedizin und Psychiatrie mit 20-jähriger Praxiserfahrung in Berlin-Neukölln. Er begann seit Jugendjahren zu schreiben, so „Da läuft was aus“, „Das Licht“, „Götter“, Lebensnacht“ und „Million Dollar Boy“.

Mit „Abenteuermars“ legt Hofmann sein zweites Kinderbuch vor, die „Abenteuervernus“ ist in Vorbereitung.

Kristina Ingvild Hofmann lebt in Frankfurt am Main. Sie arbeitete als Kunstpädagogin und -therapeutin in einem psychosozialen Zentrum und leitete eine Galerie.

Heutzutage ist sie freie Künstlerin.

Will Hofmann

Abenteuermars

Erzählung

Zeichnungen von
Kristina Ingvild Hofmann

Für Johann

1. Auflage 2017
© 2017 Wiebers Verlag, Berlin
www.wiebers-verlag.de
Variation 3

Alle Rechte vorbehalten. Jede Verwendung des Werkes oder seiner Teile ohne schriftliche Zustimmung des Verlags ist unzulässig.

Umschlaggestaltung: Kristina Hofmann, Will Hofmann

ISBN 978-3-942606-67-7

Herstellung und Druck:
BoD – Books on Demand, Norderstedt
Printed in Germany

Lektorat und Korrektorat: BoD-Services

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Inhaltsverzeichnis

Mondfeier.	9
Mondkunde	16
Mondzirkus.	24
Monderkundung	29
Apollo 11	32
Kleiner Grummel	36
Prozess gegen Grummel	41
Das Mars-Abenteuer	47
Relativitätstheorie	50
Mars-Flug.	56
Alles Quark ohne Quark	62
Notlandung	67
Visier.	73
Biber	80
Lied der Sternpiraten.	86
Besprechung	90
Marsexpedition	94
Roberts Marslandung	100
Strophen-Felsen	103
Fußspuren	106
Viking 2	109
Spirit	114
Houston	120
Eulerings und Dörfels.	127
Curiosity	133
Phoenix	135
Viking 1	139
Nachtruhe	144
Neue Strophen	147
Leerer Akku	155
Tills Flug	159
Wagenheber	164
Houston 2	169

Helfer Spirit	172
Nach Hause – zum Mond	180
Lied der Sternpiraten	183
Sprengpunkte	196
Gegenplan	203
Videoaufnahmen	209
Bericht von den Sternpiraten	218
Der Kollege.	227
Schule	229
Beobachtungsposten	233
Higgs-Bomben	240
Piraten-Raumschiff	245
Gum	253
Vollversammlung.	261
Befragung Grummels.	264
Bleikappen	272
Kredit	279
Robert auf der Erde	283
Ablasser.	288
Verhaftung	292
Familienreise zum Mond.	297
Bleikappen	302
Schicksalstag	308
Temperatur-Alarm	313
Honig.	319
Aufräumen	328
 Anhang 1 Mondkunde	 335
Anhang 2 Monderkundung	345
Anhang 3 Sternbilder	351
Anhang 4 Marsmonde	360
Anhang 5 Piratenlied	362
 Bildnachweis.	 367

Mondfeier

Viel packen mussten Judith und Till wirklich nicht. Etwas Wäsche zum Wechseln steckten sie ein, aber auch davon würden sie nicht viel brauchen, denn sie hatten ja vor, nur eine Woche auf dem Mond zu bleiben. Sie konnten sich noch gut an das große Fest erinnern, das die Mondbewohner ihnen zu Ehren kürzlich veranstaltet hatten. Das war der Dank dafür, dass sie den vollkommen erschöpften Junghühnern mit ihrer Astronautenkost das Leben gerettet hatten. In Windeseile hatten damals die Hühnerwesen einen wundervollen Kirmesplatz und ein Zirkuszelt aufgebaut.

Was sich danach auf dem Mond ereignet hatte, war allerdings noch viel aufregender gewesen. Da hatten sie nämlich geholfen, die gesamte Mondvorderseite vor den Monstern der Rückseite zu retten.

Wenn ihr den Abenteuermond nicht kennt, dann wisst ihr jetzt wahrscheinlich nicht, worum es geht. Um es ganz kurz zu machen und um die nicht zu langweilen, die das Buch schon kennen: Der Mond ist bevölkert von einer Unzahl verschiedenster Lebewesen.

Das glaubt ihr nicht, weil ihr immer gehört habt, der Erdrabant sei unbewohnt? Aber wer kann das schon so genau wissen? Die paar Menschen, die bisher auf dem Mond waren, haben keine Lebewesen gesehen, das stimmt. Doch werden die nicht gleich angelaufen kommen, wenn sie Fremde entdecken, nicht wahr? Auch Tiere im

Wald verstecken sich ja, wenn unverhofft Menschen auftauchen.

Es war jedenfalls so, dass der Herrscher über die Rückseite des Mondes, der Monsterkönig Grummel, mit seinen Monstersoldaten die Lebewesen der Vorderseite unterwerfen wollte. Dazu ließ er Judiths und Tills Raketenräder tausendfach nachbauen, um mit ihrer Hilfe die Vorderseite zu überfallen. Doch mit viel List und Unterstützung der freundlichen Stechmücken bauten die Mondameisen die Räder so um, dass die Monster sie nicht mehr lenken konnten. Stattdessen landeten sie im Kapella-Krater, wo sie gefangen genommen wurden. Dann fingen die Freunde auch noch Grummel ein und setzten ihn fest. Es stellte sich heraus, dass der König auch zu seinen eigenen Untertanen gnadenlos gemein war und sie schikanierte, wo er nur konnte. Sie führten seine Pläne nur unter Zwang aus und waren froh, von diesem Tyrannen befreit worden zu sein.

Seither waren die Rückseitler mit den Vorderseitlern befreundet. Ihre Freundschaft wollten sie demnächst mit einem großen gemeinsamen Fest besiegeln. Die Rückseitler wurden nun auch nicht mehr Monster genannt, sondern Grünlinge. Eine Woche sollten die Vorbereitungen dauern – und das war die letzte Schulwoche für die Kinder.

Die Eltern von Judith und Till hatten keine Ahnung, was ihre Kinder viele Nächte hindurch getrieben hatten. Nie hätten sie es für möglich gehalten, dass sie sich nachts aus dem Haus schleichen, und erst recht nicht, dass sie mit Tills Raketenfahrrädern zum Mond fahren konnten.

Obwohl Judith ihrer Mutter und ihrem Vater alles erzählt hatte, glaubten sie ihr einfach nicht. Sie meinten, ihrer Tochter sei die Fantasie durchgegangen.

Sie schöpften auch keinen Verdacht, als Judith ihre Eltern fragte, ob sie mit Till am Ferienanfang zu dessen Onkel fahren dürfe. Im Gegenteil, sie waren sogar froh, dass sie sich diesmal keine Gedanken darum machen mussten, wie sie die Freizeit für die Kinder gestalten sollten – zumindest nicht die ersten Ferientage.

Noch dazu kümmerten sich die Kinder um das Packen ihrer Sachen und alle sonstigen Vorbereitungen ganz alleine. Die Fahrradtour zu Tills Onkel hielten die Eltern für eine gute Idee. Und sie trauten den Kindern auch zu, die Strecke mühelos zu bewältigen. Noch dazu ist das Fahrradfahren ja so gesund!

Tja, aber Tills Eltern waren der Meinung, ihr Sohn wäre mit Judith zusammen bei deren Onkel. Beide Elternpaare wären nicht auf die Idee gekommen, dass ihre Kinder eine ganz andere, viel abenteuerlichere Reise machten.

Auf diese Art und Weise waren Judith und Till schon richtig erfahrene Mondfahrer geworden.

Schon waren die Freunde mit ihren Rädern und ihrem Gepäck unterwegs, die Satteltaschen waren gut gefüllt. Auch etwas Proviant hatten sie dabei. Nur fuhren sie nicht weit. Am Weiher gab es einen kleinen Hain. Hier hatte Till schon am Abend vorher die Raketen und die Weltraumanzüge versteckt. Die kramte er unter einem Haufen von

Laub und Zweigen hervor. Schnell waren die Raketen an den Rädern angebracht, die Kabel verlegt. Die Kinder schlüpfen in die Raumanzüge. Das klappte wie am Schnürchen. Sie hatten es ja auch schon oft genug geübt.

Nun mussten Till und Judith ein bisschen aufpassen. Die Leute sollten nicht unbedingt sehen, wie sie in ihrer seltsamen Kleidung den Berg hinauffuhren. Sie hätten sich vielleicht gefragt, ob schon wieder Karneval wäre und sich die beiden als Astronauten verkleidet hätten. Im schlimmsten Fall hätten sie die Polizei rufen können, weil ihnen das allzu ungewöhnlich vorkam.

Eine ältere Dame zog gemütlich mit einem Kinderwagen des Wegs. Geduldig warteten Judith und Till hinter



dem Gestrüpp, bis sie hinter einer Biegung verschwand. Ein neuer Hundehalter war nicht zu sehen, auch kein Jogger kam – die Luft war rein.

Flugs radelten die Freunde den Berg hinauf. Oben machten sie kehrt, traten in die Pedale, so fest sie konnten, wurden immer schneller, ras-

ten die Anhöhe wieder hinab und auf der anderen Seite der Senke den Berg hoch. Dabei rissen sie den Lenker nach oben. Die Raketen zündeten, zischten und spien Feuer und hoben die beiden Kinder mitsamt ihren Rädern in die Höhe.

Judith fand den Start immer wieder toll. Ganz, ganz toll. Sie stieß einen Freudenjauchzer aus, und Till freute sich, dass Judith einen solchen Spaß an ihrem Raketenrad hatte. Er hörte ihr ausgelassenes Juchzen, denn sie waren ja über Sprechfunk in den Raumhelmen miteinander verbunden.

Die beiden gewannen schnell an Höhe, und sie mussten sich ja auch beeilen, denn es sollte möglichst niemand ihre Raketenräder entdecken. Es war schließlich das erste Mal, dass sie mitten am Tag starteten.

Bei dem Verkehrslärm auf der nahen vielbefahrenen Straße fiel das Zischen der Räder kaum auf. Und dass da Kinder auf Fahrrädern saßen, die mit Raketen in die Höhe sausten, das konnte man nur in den ersten Sekunden erkennen. Schnell entfernten sie sich so weit, dass man von unten nur noch kleine Punkte sah mit einem Feuerschweif. Und den konnte man gut für Silvesterraketen halten, die immer mal abgeschossen werden. Auch im Sommer.

Wieder bot sich ihnen dieser wundervolle Anblick: Die Erde wurde mit zunehmendem Abstand schnell kleiner und lag bald wie großer Ball in der schwarzen Umgebung des Weltalls unter ihnen. Kontinente und Meere zeichneten sich ab wie auf einem Globus, braune Erde, grüne Wälder, das Eis von Nord- und Südpol und alles an vielen Stellen überdeckt mit strahlend weißen Wolken.

Der Mond war schon gut zu erkennen, aber Judith wusste, ein paar Minuten würde es schon noch dauern, bis sie oben wären. Oder unten, wie Robert immer sagte. Robert, das war der Roboter Robert Robertson. Till hatte ihn

bei seiner allerersten Mondreise getroffen. Seither waren sie Freunde. Und seit Judith Till begleitete, wurde auch sie als Freundin von der Erde akzeptiert. Für Robert jedenfalls kamen die Kinder vom Himmel zu ihm herunter auf den Mond. Diese Betrachtungsweise hatte Judith anfangs sehr irritiert – aber es war ja nur zu logisch.

„Du, Tilli“, fragte Judith vorsichtig an, während sie weiterflogen, „findest du es eigentlich in Ordnung, dass wir unsere Eltern so anlügen?“

„Wir lügen sie doch nicht an!“, behauptete ihr Freund.

„Aber ist das nicht Schwindelei, wenn du sagst, wir fahren zu meinem Onkel, und ich sage, wir fahren zu deinem, und in Wirklichkeit fliegen wir zum Mond?“

„Na ja“, meinte Till, „es ist doch schließlich so, dass der Robert so eine Art Onkel von mir ist. Und von dir ist er auch so eine Art Onkel.“

„Das könnte man schon beinahe so sagen“, bestätigte das Mädchen.

„Also fährst du zu meinem Onkel Robert und ich fahre zu deinem Onkel Robert.“

Judith musste ein bisschen nachdenken.

„Als Ausrede kann man das vielleicht gelten lassen. Aber auch nur ausnahmsweise. Denn die Wahrheit ist das ja auch nicht, in Wirklichkeit.“

„Und was denkst du, was passiert wäre, wenn wir die Wahrheit gesagt hätten? ‚Liebe Mama, lieber Papa, ich fliege mit Judith für eine Woche auf den Mond.‘ Meinst du, darüber hätten die sich gefreut? Und uns die Erlaubnis gegeben?“

„Die hätten uns sowieso nicht geglaubt.“

„Na siehst’e!“ Tills Stimme klang fast triumphierend.

„Sie haben mir ja auch nicht geglaubt, dass ich mit dir schon ein paarmal auf dem Mond war.“

„Bist du verrückt? Hast du denen das erzählt?“ Till wirkte verärgert.

„Ja, tut mir leid. Ich kann meine Eltern nicht dauernd belügen. Sie vertrauen mir doch. Ich vertraue ihnen doch auch. Was sollte schon passieren? Was wir erlebt haben, das können sie uns sowieso nicht wegnehmen.“

„Und sie haben dir nicht verboten, nochmals auf den Mond zu fliegen?“

„Nein, das haben sie nicht. Weil sie mir einfach nicht geglaubt haben.“

Till dachte eine kurze Weile nach. „Na dann ist ja alles bestens. Dann können sie dir auch keine Vorhaltungen machen, denn du warst ja ehrlich. Weißt du was, wenn wir zurück sind, sage ich meinen auch einfach alles.“

Judith freute sich über diesen Entschluss ihres Freundes. Denn ganz wohl war ihr nicht in ihrer Haut mit dieser Heimlichtuerei. Und Till war eigentlich ganz froh, dass Judith ihren Eltern alles erzählt hatte. Wenn die das nicht glaubten, dann war es nicht die Schuld der Kinder. Bei dieser Unterhaltung waren die Freunde ein gutes Stück weitergekommen. Der Mond prangte jetzt schon riesengroß vor ihnen. Schon bald konnten Judith und Till die Mondlandschaft immer genauer erkennen, die Berge und die Meere. Sie hielt Ausschau nach dem Meer der Fruchtbarkeit, dem Mare Fecunditatis.

Am Rand des Mare Fecunditatis erhebt sich der riesige Krater Vendelinus. Der ist über hundert Kilometer breit. Und das ist Roberts Zuhause. An seinem östlichen, zerfurchten Rand befinden sich mehrere Bergzüge, die ihn vom Nachbarkrater Lamé trennen. Und in einem dieser Berge liegt Roberts riesige Höhle.

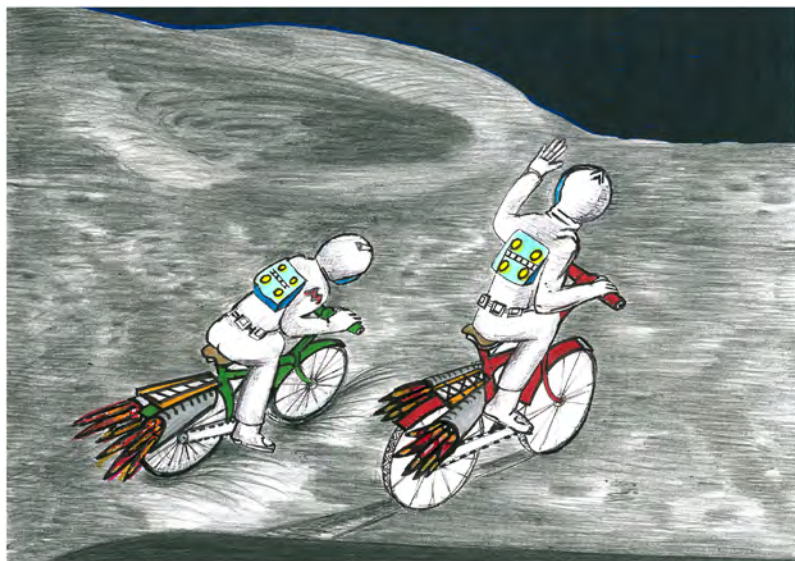
Ja, was es dort nicht alles gibt, auf dem Mond: Meere, Berge, Ebenen, Krater. Till hatte sich schon lange damit beschäftigt. Er sammelte alles, was er über den Weltraum finden konnte. Vom Mond hatte er sogar mehrere Bücher. In seinem Zimmer hatte er sie Judith längst gezeigt und ihr die verschiedenen Meere und Berge auf dem Mond erklärt.

Nun denke ich nicht, dass ich genau hier an dieser Stelle wiedergeben muss, was Till Judith alles erzählt hat. Ihr wollt sicherlich lieber wissen, wie die Geschichte weitergeht. Aber verschwiegen werden soll das ja auch nicht.

So machen wir es wie in einem Buch für die Großen: Es bekommt einen Anhang. Dort findet ihr das Gespräch und die Zeichnungen, die Till angefertigt hatte. Schaut einfach, wenn es Euch interessiert, auf der Seite 335 nach. Ich bin euch aber überhaupt nicht böse, wenn Ihr erst einmal einfach hier mit der Geschichte weitermacht.

Bald machte Judith den Vendelinuskrater aus. Sie verlangsamten die Geschwindigkeit, indem sie einfach die Bremsen zogen. Die Raketenräder waren so verdrahtet, dass mit dem Bremshebel auch die Raketen gedrosselt wurden, genau so, wie sie beschleunigten, wenn man in die Pedale trat.

Immer niedriger flogen die Kinder, wurden langsamer dabei und landeten punktgenau an einer Felswand, an die



sie die Räder lehnten. Wie selbstverständlich schlossen sie sie auch ab. Nun mussten sie sich noch den kleinen Hang hinunterbegeben. Judith konnte es sich immer noch nicht verkneifen, dabei riesige Sprünge zu machen. Denn durch die niedrige Anziehungskraft auf dem Mond war sie viel leichter als auf der Erde. Alle Dinge besitzen dort nur ein Sechstel ihres Erdgewichts. Deshalb brauchte Judith wenig Kraft und schnellte bei jedem Sprung sehr hoch und sehr weit. Fast war es so wie auf einem Trampolin.

Unten angekommen klopfte Till an die Felswand. Die Freunde mussten nicht lange warten. Bald schon glitt ein Steintor zur Seite. Man konnte es vorher nicht erkennen, so gut war es in den Felsen eingepasst. Als der Spalt groß genug war, rollte der Roboter Robert Robertson heraus. Was gab das für eine herzliche Begrüßung!

„Ich freue mich, dass meine Freunde von der Erde wieder herunter gefunden haben zu mir“, schnarrte er. Er rollte auf Judith zu und schüttelte ihr die Hand. Als höflich-

cher Mensch wusste er, dass es sich gehört, die Damen zuerst zu begrüßen.

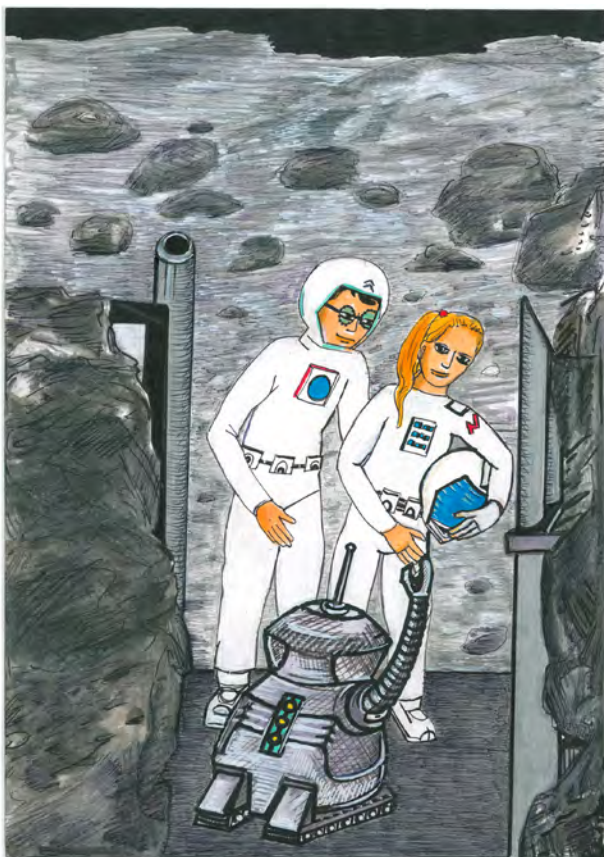
Ein höflicher Mensch? Nein, Robert war kein Mensch, es war eben ein Roboter. Aber er war so programmiert, dass man ihn fast für einen Menschen halten konnte.

Nun war auch Till an der Reihe. Kräftig schüttelte Robert dem Jungen die Hand und passte genau auf, dass er nicht zu fest drückte. Denn mit seiner Maschinenhand hätte er eine Menschenhand leicht zerquetschen können.

„Meine lieben Freunde von der Erde“, meinte er nun, „wir gehen nur kurz ins Haus, holen die Tiere ab und brechen sogleich auf zur Mondfeier. Essen braucht ihr hier nichts, denn auf dem Fest gibt es reichlich Leckereien.“

Schon rollte er voraus, die Kinder folgten. Es war schon wie verabredet, dass Robert kein Licht einschaltete. Sie gingen durch einen Gang, der teilweise sehr niedrig war. Man konnte sich, wenn man nicht aufpasste, ganz leicht den Kopf stoßen im Dunkeln. Aber Judith und Till kannten diese Stellen unterdessen so genau, dass sie ihnen auch in der Finsternis ausweichen konnten. Judith war besonders stolz darauf, dass sie das schon beim zweiten Besuch geschafft hatte.

In dem Gang konnten sie bereits ihre Raumhelme abnehmen. Nachdem Robert das Tor verschlossen hatte, strömte nämlich Luft in den Gang, und sie konnten atmen. Dann öffnete Robert das innere Tor und winkte die Kinder zu sich in die Höhle. Die war riesengroß, ein Ende war kaum zu erkennen. An der enorm hohen Decke war ein starker Scheinwerfer angebracht, der fast wie die Sonne Licht spendete. Die Höhle war bewachsen mit Gras, Bäumen und Büschen. Ein schmaler Weg führte zu Roberts gemütlichem Häuschen. Man musste, um dorthin zu gelangen, sogar einen kleinen Bach überqueren.



Die Tiere warteten diesmal nicht, bis Robert mit den Gästen ans Haus kam. Kaum hatten sie vernommen, dass das innere Tor betätigt wurde, rannten sie Robert und den Kindern entgegen. Sigg, der schwarze Zottelhund, erreichte sie als Erster.

Er sprang an Judith hoch und jubelte: „Ich freue mich, dass ihr endlich wieder da seid“, und hätte ihr am liebsten das Gesicht abgeleckt. Judith drehte sich jedoch schnell weg, weil ihr die Hundezunge doch ein wenig zu feucht war. Wie hatte sie sich beim ersten Mal gewundert, dass

die Tiere auf dem Mond sprechen konnten. Aber mittlerweile war das ganz natürlich für sie.

Siggi ließ von ihr ab und sprang nun um Till herum. Auch der wollte sich nicht so gerne abschlecken lassen. Und schon kam Maxi, die Katze, angerast, schnurrte und strich um die Beine der Kinder herum, abwechselnd um Judiths und um Tills. Auch sie maunzte, wie sehr sie sich freue. Alle zusammen gingen nun weiter zum Haus und begegneten dabei Schildi und Kröti, den beiden Schildkröten. Die waren eben nicht so schnell auf den Beinen und ärgerten sich ein bisschen darüber. Zum Trost nahmen die Kinder sie auf den Arm und trugen sie zum Haus.

Drinne begrüßten sie die Fische im Aquarium, die durfte man nicht vergessen. Wellepelle war etwas verärgert, dass sie nicht mitdurfte zum Mondfest. Robert hatte ihr und den andern Fischen wohl erklärt, dass das nicht ging, weil sie ja im Wasser lebten. Das sahen sie ein, aber ein bisschen traurig waren sie trotzdem, nicht nur Wellepelle.

Auch Judith fand es schade, dass die Fische nicht mitkommen konnten. „Können wir nicht einfach das ganze Aquarium mitnehmen?“, fragte sie. „Dann können die Fische wenigstens sehen, was los ist.“

Bei Robert flackerte sofort ein Lämpchen. Das zeigte, dass er nachdachte. „Das Aquarium ist zu schwer und zu unhandlich“, meinte er dann. „Aber ich habe einen sehr stabilen Plastikbeutel. Der ist durchsichtig. Darin können wir vier oder fünf Fische mitnehmen. Einer von uns muss den Beutel halt tragen. Und jeden Tag wechseln sich die Fische ab, so dass alle einmal dabei sein können.“

Das war doch eine gute Idee. Die Fische waren sofort einverstanden. Robert kramte den Beutel aus einem Regal hervor. Er wusste genau, wo alle seine Sachen liegen. Er hielt den Beutel einfach ins Aquarium und sagte: „Los, Wel-

lepelle, schwimm hinein.“ Natürlich tat die das mit Begeisterung. Dann forderte Robert auch Schnupsstrich, Hopsepopps, Wasserraser und Bläuling auf, hineinzuschwimmen. Freudig gesellten sie sich zu Wellepelle.

„Danke!“, riefen sie im Chor. Ja, selbst die Fische konnten sprechen. Man musste nur das Ohr ans Aquarium drücken, um sie zu verstehen. Als sie aber alle fünf auf einmal riefen, waren sie auch außerhalb des Aquariums deutlich zu hören. Die zurückbleibenden Fische waren zwar ein bisschen geknickt, dass sie diesmal nicht mitdurften. Aber sie konnten sich ja damit trösten, dass sie in den nächsten Tagen an der Reihe wären.

„Und wer trägt nun den Beutel?“, wollte Robert wissen. Judith meldete sich freiwillig, denn sie hatte ja auch die Idee gehabt, die Fische mitzunehmen. Mit dem Beutel in der Hand kam sie sich fast so vor, als hätte sie in einem Zoogeschäft Fische gekauft. Sie besaß selbst zwar kein Aquarium, aber eine Freundin aus ihrer Klasse. Und mit der zusammen hatte sie einmal fünf Guppys gekauft. Die hatte ihre Freundin auch in einem solchen Beutel transportiert.

„Ersticken die denn da nicht drin?“, hatte sie damals gefragt. Doch der Zoohändler hatte ihr erklärt, die Fische bräuchten nicht viel Sauerstoff. Und die Luft, die sich im Beutel über dem Wasser befand, würde stundenlang reichen. Denn das Wasser reichert sich langsam mit dem Sauerstoff an, und auf diese Art können die Fische überleben. Sie nehmen ihn über ihre Kiemen auf, so wie wir mit der Lunge atmen.

So machte sich die kleine Gesellschaft wieder auf zum Ausgang der Höhle. Am Ende des Weges hatte Robert ein Fass hingestellt. Das war gefüllt mit Sauerstoffstaub. Damit rieben sich jetzt alle ein.

Denn das ist ein wahrer Wunderstaub. Er spendet den Menschen und Tieren Sauerstoff, so dass sie auf dem Mond, der keine Atmosphäre besitzt, keine Raumanzüge brauchen. Auch isoliert er gegen die Hitze auf dem Mond – dort, wo die Sonne hinscheint – und auch gegen die Kälte – dort, wo sie nicht hinscheint. Und noch eine tolle Eigenschaft hat der Staub. Jeder, der damit eingerieben ist, kann sich mit dem andern unterhalten wie auf der Erde. Obwohl auf dem Mond ein Vakuum herrscht. Dort gibt es nicht ein kleines bisschen Luft, außer in Roberts Höhle. Und im Vakuum wird kein Schall fortgeleitet. Ohne den Sauerstoffstaub wäre also nichts zu hören von dem, was jemand spricht. Man müsste dann doch den Raumanzug anziehen und sich über Sprechfunk unterhalten.

Auch Robert rieb sich ein. Er funktionierte zwar auch ohne Sauerstoff, aber auch er wollte sich mit seinen Freunden und den Tieren unterhalten, ohne dass sie Raumanzüge an hatten. Siggie konnte sogar riechen, wenn er eingerieben war, und hatte dank dieser Fähigkeit damals die Fährte zu den kranken Mondhühnern aufnehmen können.

Nachdem also alle ordentliche Portionen auf sich verteilt hatten, verließen Menschen, Tiere und der Roboter die Höhle durch den schmalen Gang. Als sie davorstanden, verschloss Robert sie mit dem Steintor und öffnete seine Felsengarage, die sich direkt nebenan befand.

Alle kletterten in das Mondauto, das gleichzeitig eine Mondrakete war, und nahmen Platz. Judith konnte Till genau ansehen, wie begeistert er wieder war, als er die zahlreichen Knöpfe, Hebel und andere Armaturen anschauen

konnte. Intensiv beobachtete er, was Robert da machte. Auf der Erde, wenn er mal wieder Mondauto spielte, führte er dann genau die gleichen Handgriffe aus.

Kaum hatte Robert Platz genommen, startete er auch schon. Schnell gewann das Mondauto an Höhe, Robert drehte eine große Runde über das Wolkenmeer, das Mare Nubium, und steuerte dann auf den riesengroßen Ptolemaeuskrater zu. Irgendwo in dessen Mitte erkannten die Kinder, dass dort der gleiche Rummel aufgebaut war, den sie schon einmal erlebt hatten. Alles war wie beim letzten Mal angeordnet: die Achterbahn, die Schieß- und Losbude, die vielen Stände mit Süßigkeiten, Leckereien und Spielzeug. Auch der Zirkus war wieder aufgebaut.

Mondzirkus

Und so kam es, dass Judith und Till sich wieder eine Zirkusvorstellung ansehen konnten. Es traten dieselben Artisten, Clowns und Zauberer auf wie bei dem ersten Mondfest. Zunächst waren die Kinder etwas enttäuscht, dass sie die gleichen Aufführungen nochmals sehen sollten. Aber es war eben nicht das Gleiche. Die Zirkusleute hatten ein vollkommen neues Programm einstudiert, und das war wieder spannend und aufregend wie beim ersten Mal.

Auch auf der Erde kann man ja durchaus ein paarmal in denselben Zirkus gehen. Besonders aufregend war die ganze Angelegenheit natürlich für die Fische, die so ein Spektakel noch nie erlebt hatten.

Das Programm war sogar so spannend, dass die Kinder gar nicht bemerkten, wie schnell die Zeit verfloss.

Als der Direktor Grüngraps das Ende der Vorstellung bekannt gab, alle Künstler und Artisten sich noch einmal vorstellten, immer wieder verneigten und den Applaus genossen, der fast nicht aufhören wollte, merkte Judith, wie müde sie war. Sogar der kleine Beutel mit den fünf Fischen schien ihr jetzt zu schwer, selbst hier auf dem Mond bei der geringen Schwerkraft. Judith gähnte herzhaft und dachte, dass sie eigentlich viel zu müde sei, um jetzt noch auf den Rummel zu gehen.

Da hörte sie Till neben sich ebenfalls gähnen. Die beiden schauten sich an und sagten gleichzeitig, wie aus einem Mund:

„Am liebsten würde ich jetzt schlafen gehen.“

Und Robert meinte dazu: „Der Rummel läuft meinen Freunden von der Erde ja nicht weg.“

Auch die Tiere schienen rechtschaffen müde zu sein, und so hatte keiner etwas dagegen, zu Roberts Höhle zurückzukehren.

Es war immer noch hell, denn ein Mondtag dauert vier Wochen. An einer Stelle ist es also zwei Wochen lang hell und dann zwei Wochen lang dunkel. „Wie spät es wohl sein mag?“, murmelte Till in Gedanken vor sich hin.

Robert hatte es trotzdem gehört und sagte: „Es wäre bei euch jetzt eine Stunde nach Mitternacht.“

„Uff, so lange bleibe ich ja sonst nur an Silvester auf“, stöhnte Till.

„Oder wenn wir einen Besuch auf dem Mond machen“, ergänzte Judith lachend.

„Trotzdem“, meinte Till, „lass uns mal nach Hause ziehen.“ Er meinte damit natürlich Roberts Höhle. Dort fühlte er sich schon wie zu Hause.

Dank des Mondraketenautos waren sie bald wieder an Roberts Heimatkrater, dem Vendelinus, angelangt, parkten das Fahrzeug, betraten die Höhle durch den engen Gang, schleppten sich zum Häuschen. Dort wurden die Fische freigelassen, und sofort waren diese umringt von den zurückgebliebenen. Auch ohne dass man das Ohr an das Aquarium legen musste, hörte man, wie die Abenteurer aufgekratzt von ihren Erlebnissen berichteten. Für sie musste das ja alles noch viel aufregender gewesen sein als für die ‚Großen‘.

Und noch eine Überraschung wartete auf die Kinder von der Erde: Sie hatten beide ihr eigenes Bett. Ganz neu gebaut. Robert hatte die Betten gemeinsam mit einigen Monstern – nein, Grünlingen – zusammengezimmert. Zwar war es jetzt etwas eng im Schlafzimmer, aber die Tiere waren gerne zusammengerückt. Und Robert hatte sowieso sein eigenes Schlafgestell.

Bequem waren sie, diese Betten. So bequem, dass Judith und Till eingeschlafen waren, kaum dass sie die Augen geschlossen hatten.

Der nächste Tag begann mit einem ausgiebigen Frühstück. Wie auch schon bei den letzten Malen: Die Freunde von der Erde aßen fast nur die ihnen unbekannten Sachen, die mondischen – die, die es nur auf dem Mond gab und auf der Erde eben nicht. Aber ganz so unbekannt waren sie ja gar nicht mehr, denn sie hatten sie schon ein paarmal probiert, bei den vorhergehenden Besuchen. Und beim Mondimbiss beim Rummel.

Alle unterhielten sich über die Zirkusvorstellung vom Tag zuvor, und jeder wunderte sich, wie schnell die Zeit vergangen war.

„Ehrlich gesagt, ich war zuerst enttäuscht, weil ich dachte, da wäre gar nichts los“, sagte Judith. „Aber es hat sich ja schnell herausgestellt, dass ihr uns überraschen wolltet.“

Am Zirkus hatte anfangs nämlich anfangs nicht einmal ein kleines Lämpchen geblinkt, und nicht ein Laut war herausgedrungen. Die Kinder glaubten schon, er wäre geschlossen. Doch als sie trotzdem hineingegangen waren, strahlten plötzlich die grellen Scheinwerfer auf, alle Plätze waren besetzt und die Besucher beklatschten die Freunde von der Erde wie wild.

Die Tiere lachten. „Das war ein gelungener Einfall, nicht wahr?“, ließ sich Maxi vernehmen.

„Das schon“, gab Till zu. „Aber ich war zuerst auch von der Vorstellung enttäuscht, weil dieselben Artisten auftraten. Ich glaubte, das kennen wir doch alles schon. Aber dann zeigten die Zirkusleute ja nur neue Sachen. Und das war einfach großartig.“

„Der Zauberer Zarubaru war ja irre“, bestätigte Judith. „Möchte mal wissen, wie der die Elefanten in Mäuse verwandeln konnte und wieder zurück.“

„Ja und die umgekehrten Artisten. Die liefen ja diesmal nicht nur die ganze Zeit auf den Händen herum, sondern dotzten mit ihren Köpfen auf dem Boden auf wie ein Flummi-Ball“, schwärmte Till. „Kaum zu glauben, dass die sich nicht dauernd den Hals ausrenken.“

Das fand Judith auch. „Und dass der Rummel derselbe ist wie beim letzten Mal, das macht mir gar nichts aus. Auf den Rummel kann man immer gehen, und den Spaß am Karussellfahren und Zuckerwatteschlecken verliert man nie.“

So war es auch. Bald brachen sie auf und waren gerade dabei, das Haus zu verlassen, als Judith sich noch einmal umdrehte. Ihr schien, als plätscherten kräftige Wellen im Aquarium. Dann erkannte sie, dass die Fische aufgereggt darin herumflitzten, und plötzlich erinnerte sie sich an das Versprechen, jeden Tag ein paar von ihnen zum Fest mitzunehmen. Also machten alle nochmals kehrt. Robert holte den Beutel, und diesmal schwammen Tieftaucher, Marri-blitz, Gelbweißling, Aye-aye und Mompotz hinein. Jetzt war es Till, der die Fische tragen wollte.

Dann ging es ab zur Felsengarage, Robert lenkte sein Auto zum Rummel, und die ganze Truppe stürzte sich in das Gewühl. Heute sah es hier ganz anders aus als gestern. Es herrschte ein Massenbetrieb, die Leute drängelten sich zu den Karussells, Autoskootern, Schießbuden, zur Achterbahn und an den Zuckerwattestand. Doch wenn Mondwesen bemerkten, dass da die Erdenkinder kamen, machten sie sofort Platz, schüttelten ihnen die Hände und ließen sie vor.

So konnten Judith und Till wieder mit allen Gefährten herumgondeln, schießen, Lose ziehen und Spielzeug einkaufen. Nein, kaufen mussten sie nichts, alles bekamen

sie umsonst. Was konnte man sich Bessres wünschen? Ihren Appetit stillten die Kinder mit Bratwurst, gerösteten Mandeln, vielem, vielem Mondzeugs, Popcorn und der kunterbunten Zuckerwatte. Ihren Durst löschten sie mit den leckersten Limonaden.

Die Zeit raste nur so. Nach ein paar Stunden war es immer noch hell, aber die Kinder spürten plötzlich Müdigkeit.

Blöd, dass Till seine Uhr vergessen hatte „Wie spät ist es denn?“, fragte er und Robert antwortete: „Es wäre bei euch jetzt eine Stunde vor Mitternacht.“

„Uff, so fühle ich mich auch“, seufzte Till.

Jetzt wurde gar nicht mehr viel geredet, sondern alle strebten rasch zum Mondauto und nach kurzer Zeit war der Heimweg geschafft. Die Kinder waren beladen mit ihren neuen Errungenschaften und schleppten sie in die Höhle und ins Haus. Dort wurden die Fische frei gelassen, und auch diesmal vernahm man ein heftiges Palaver aus dem Aquarium.

Judith und Till aber fielen in Windeseile die Augen zu.

Monderkundung

Am nächsten Morgen schlug Robert eine Monderkundung vor. Die Kinder hatten nichts dagegen. Gleich wieder Rummel musste nicht sein. Vielleicht höchstens am Schluss nochmal ein Stündchen. Vieles auf dem Mond hatten sie ja schon gesehen, aber längst nicht alles. Und Robert war stolz darauf, den Erdenkindern seine Heimat zeigen zu können.

„Wir besuchen heute zuerst den nördlichen Teil des Mare Fecunditatis. Das bedeutet auf Lateinisch Meer der Fruchtbarkeit.“

„Weiß ich“, antworteten Judith und Till fast gleichzeitig.

„Dann wisst ihr ja auch, dass es quasi gleich vor unserer Haustür, am Krater Vendelinus, liegt. Hier sind nämlich einige Mondsonden von der Erde gelandet, alle ziemlich nah am Äquator. Zuerst kam aus Russland die Luna 16. Das war im Jahr 1970. Sie brachte Mondgestein zur Erde, von ihr ist also nichts mehr zu sehen. Nur noch ein bisschen Metallgestänge, das sie zurückgelassen hat und ein paar Spuren im Sand. Aber das wird euch nicht so interessieren.“

Judith und Till gaben ihm recht, und Robert erzählte weiter.

„Das gleiche passierte zwei Jahre später, ein Stückchen weiter nördlich davon. Das war die Luna 20. Auch sie sammelte Steine auf, bohrte sogar im Boden herum. Von ihr sind auch noch Spuren und Metallteile zu sehen. Aber zwischendrin ging etwas schief. Ein halbes Jahr vorher schickten die Russen die Luna 18. Die ist zwar auch gelandet, kam aber mit einer Kante auf einem Felsen auf und ist umgekippt. Die Funkeinrichtung war zerstört, und



so konnte die Sonde weder Bilder funken noch Gestein zur Erde bringen. Auch die ist hier in der Nähe, die können wir einmal besichtigen.“

Das war allen Beteiligten recht, und sie machten sich auch gleich auf den Weg. Es kamen wieder fünf Fische im Beutel mit, die wohl am aufgeregtesten waren. Nach einer halben Stunde Flugzeit war die Raumsonde schon erreicht. Wie Robert gesagt hatte, sie lag auf der Seite neben einen Felsbrocken. An dem konnte man die Stelle noch sehen, an der ein Landebein aufgeschlagen war.

Judith und Till kraxelten auf den Felsen und besahen sich den Apparat erst einmal von oben. Schön lag er da und glänzte trotz einiger Beulen im hellen Licht des Mondtages. Im Zentrum bestand er aus mehreren kugel- und röhrenartigen Gebilden, Raketen zum Wiederabheben, wenn die Mission geglückt wäre, ein paar Antennen und Kameras und einem Greifarm, der die Mondproben einsammeln sollte. Dieser Arm, der sogar noch die Sammelbüchse fest-

hielt, war nach oben ausgestreckt. Zwei der drei Beine ragten ebenso nutzlos ins Vakuum hoch.

Schließlich ging Till zur Luna hin, bog ein paar abgeknickte Stangen gerade und versuchte, die Sonde aufzurichten. Judith ließ es sich nicht nehmen und half mit. Ein bisschen konnten sie sie sogar bewegen, doch sie auf ihre Beine zu stellen, das war aussichtslos.

„Schade eigentlich“, meinte Till. „So ein Aufwand, und dann geht das schief, weil ein blöder Brocken im Weg ist.“

„Es ist aber auch eine höchst komplizierte Angelegenheit, die die Menschen in Angriff genommen haben“, beschwichtigte Robert. „Doch schon wenige Monate später hatten die russischen Mondforscher ja Glück.“

Nachdem alles besichtig war, lud Robert die Schar wieder in sein Raketenauto ein, und sie machten sich auf zu Apollo 11. Die war etwas weiter westlich gelandet, und unterwegs erklärte Robert, was es mit ihr auf sich hatte.

Apollo 11

Mit der Apollo 11 waren nämlich die ersten beiden Menschen auf dem Mond gelandet, Neil Armstrong und Buzz Aldrin hießen sie. Sie kamen am 20. Juli im Jahr 1969 auf dem Mond an und stiegen am nächsten Tag aus der Mondlandefähre *Eagle* aus. Auf Deutsch bedeutet das *Adler*. Sie blieben nur zweieinhalb Stunden auf dem Mond, stellten dabei die Amerikanische Flagge auf, breiteten ein Sonnensegel aus und stellten einige Messinstrumente auf. Dann verließen sie den Mond wieder und koppelten am Mutterschiff an, in dem ein dritter Astronaut, Michael Collins, schon auf sie wartete. Natürlich sammelten Armstrong und Aldrin auch einen Haufen Gesteine auf – zur Untersuchung auf der Erde.

„Ist ja blöd, dass der Michael nicht mitdurfte zum Mond. Der hat sich doch bestimmt geärgert“, meinte Judith. Doch Robert klärte sie auf, dass er im Raumschiff eine ganz wichtige Funktion hatte, denn ohne dass er dieses in der Umlaufbahn gehalten hätte, wären seine Kollegen niemals zurückgekommen.

Robert zeigte auf einem Bildschirm einige Fotos, die er damals von der Erde abgefangen hatte, als erstes die drei Raumfahrer, Armstrong, Collins und Aldrin.

Auch hier wird es so sein, dass einige lieber wissen wollen, wie denn nun endlich die Geschichte weitergeht, und andere sind vielleicht wirklich an der Mondlandung interessiert. Wir machen es genau so, wie bei der Beschreibung der Mondmeere: Dieser Teil der Monderkundung kommt in den zweiten Anhang.

*Wie also der Besuch der Mondlandestellen
abließ, das erfahrt Ihr ab der Seite 345.*

Jedenfalls suchte Robert einige weitere Landstellen der Raumsonden von der Erde auf. Judith wäre am liebsten noch zur Apollo 12 gefahren, aber das wäre eine etwas längere Fahrt geworden, und Robert meinte, dafür könnte es heute zu spät sein. Das sahen alle ein. Statt dessen machte der Roboter noch einen Abstecher zum Mondrummel, die Kinder tobten sich etwas aus und versanken danach todmüde in einen erholsamen Schlaf.

So ging das die nächsten Tage weiter. Robert führte stolz seinen Heimattrabanten vor, und besuchte insbesondere reichlich die verschiedenen Überbleibsel, die von Menschenhand auf den Mond geschossen worden waren. Die Kinder waren begeistert, die Tiere nicht so. Das kannten sie ja schon alles. Sie beschlossen, fortan zu Hause zu bleiben.

Nicht so die Fische. Die waren neugierig auf alles. So wählte Robert jeden Tag fünf neue aus, und die kamen in den Beutel.

Am fünften Tag hatte Robert für die Kinder nochmal eine riesige Überraschung parat. Er reiste mit ihnen zur Mondrückseite. Die Tiere kamen alle mit. Da auf der Erde Vollmond herrschte, war auf der Rückseite Mondnacht. Es war also stockdunkel, doch Robert konnte durch sein Radar trotzdem gut navigieren. Und plötzlich entdeckten Judith und Till am Boden unzählige Lichter, als wenn man mit dem Flugzeug über eine Stadt fliegt. Robert landete in der Nähe, und bald stellte sich heraus, dass die Grünlinge in der Zwischenzeit auch hier einen großen Rummel aufgebaut hatten. Der stand dem auf der Vorderseite in nichts nach, verfügte sogar noch über einige besonders schwin-

delerregende Karussells. Am schönsten aber war, dass alles in diesem Lichtermeer so wunderbar strahlte.

Die Zeit am sechsten Tag wurde gerecht aufgeteilt. In der ersten Hälfte besuchten sie den Zirkus auf der Vorderseite, in der anderen den Rummel auf der Nachtseite. Doch dort passierte ein fürchterliches Unglück. Die Fische waren natürlich auch wieder dabei. In ihrem Beutel machten sie irgendwann derart auffällige Zeichen mit ihren Flossen, dass Judith ihn sich ans Ohr hielt. Und da hörte sie ganz deutlich, wie die Fische im Chor wisperten, sie wollten auch einmal Kettenkarussell fahren.

Das sollte kein Problem sein. Judith nahm den Beutel auf ihren Schoß, als sie auf dem Sitz Platz nahm, und die Fische schienen die Fahrt zu genießen. Beim Absteigen legte sie den Beutel kurz auf dem Sitz ab. Gerade als sie die Fische wieder an sich nehmen wollte, ruckte das Karussell noch einmal kräftig. Der Beutel rutschte herunter und zerplatzte. Die Fische zappelten auf dem Boden herum und japsten nach Luft. Judith sammelte sie ein, streichelte sie, redete ihnen gut zu, ermutigte sie durchzuhalten und schrie: „Wo kriegt man denn hier frisches Wasser her?“

Bevor ihr jemand anders helfen konnte, rannte Till herbei. Er hatte das Ganze beobachtet und kam mit einer Hand voll Sauerstoffstaub anlaufen. Damit rieb er die Fische ein, und tatsächlich, sie japsten danach nicht mehr nach Luft. Er war geistesgegenwärtig zum Auto geeilt und hatte ein wenig von dem Wunderstaub geholt.

Nun konnten sich die Freunde in Ruhe um frisches Wasser und einen unversehrten Beutel kümmern. Nach dieser Aufregung ging es zurück zu Roberts Höhle, und auch diesmal dauerte es nicht lange, bis alle in tiefen Schlaf gefallen waren.

Am nächsten Tag war es schon wieder Zeit für die Kinder, Abschied zu nehmen. Doch richtig traurig war eigentlich niemand. Denn es war sonnenklar, Judith und Till waren willkommene Dauergäste auf dem Mond. Er war schon so etwas wie ihre zweite Heimat.



So kam es, dass Judith und Till auch nach Beginn der Schulzeit wieder und wieder ihre Freunde auf dem Mond besuchten, meistens an den Wochenenden. Gelegentlich hatten sie noch einen extra Tag frei, den Freitag oder den Montag. Das war dann ein verlängertes Wochenende, und solche ausgedehnten Besuche waren besonders schön. Im Laufe der Zeit lernten die Kinder den Mond und seine Bewohner immer besser kennen.

Kleiner Grummel

Schließlich nahte der Zeitpunkt, an dem Gericht gehalten werden sollte über den gefangenen Grummel. Die freundlichen Stechmücken stellten dazu ihren Palast zur Verfügung. Der große Saal wurde umgebaut in einen Gerichtssaal. Um dort hineinzupassen, mussten sich natürlich zuvor alle zum Verkleinerungsfeld begeben. Das hatten die Erdenkinder schon vor längerer Zeit kennengelernt. Eine bestimmte Stelle auf dem Mond führt zur Verkleinerung, wenn man sich in dem Sand dreimal dreht und dabei ruft: ‚Ich will so klein sein wie eine Ameise.‘ Später, wenn man wieder seine normale Größe erlangen will, dreht man sich in die andere Richtung und ruft: ‚Ich will so groß sein wie zuvor.‘ So kann man beliebig seine Größe wechseln.

Das war eines der vielen Wunder, die die Kinder auf dem Mond kennen gelernt hatten und die es auf der Erde nicht gab.

Für alle, die am Prozess teilnehmen wollten, war es also ganz leicht, Stechmücken-Größe zu erreichen. Schwieriger werden konnte es mit Grummel. Niemand würde ihn mit Gewalt in dem Verkleinerungs-Sand ein paarmal um die eigene Achse drehen können. Robert sagte, er wolle es versuchen, vielleicht sei Grummel ja in der Zwischenzeit ein bisschen vernünftiger geworden. Judith und Till begleiteten ihn, als er sich zum Kapella-Krater aufmachte. In den felsigen Rand war ein Gefängnis hineingebaut worden. Ein Gefängnis mit nur einem einzigen Insassen, dem ehemaligen Monsterkönig Grummel. Ein paar seiner ehemaligen Untergebenen waren die Gefängniswärter.

Der diensthabende Wächter schloss die Gittertüren der Reihe nach auf. Es waren mehrere, damit Grummel auf

keinen Fall fliehen konnte. Wie staunten unsere Freunde, als sie den Tyrannen nach diesen wenigen Wochen wieder-sahen. Nicht nur, dass er ganz dünn geworden war, nein, er war auch geschrumpft. Richtig klein war er geworden, er hatte nun etwa die gleiche Größe wie Judith.

Was war geschehen? Die endgültige Strafe sollte im Prozess verhängt werden. Doch der Untersuchungsrichter hatte vorab schon beschlossen, Grummel in der Untersuchungshaft auf Diät zu setzen. Er sollte das Gefühl von Hunger kennen lernen, so wie er seine Untergebenen viele Jahre lang hatte hungern lassen.

Als Grummel den Schlüssel rasseln und Schritte näher kommen hörte, richtete er sich auf und bettelte mit schwacher Stimme: „Habt ihr was zu essen? Bitte. Man lässt mich hier verhungern.“

Judith tat er schon beinahe leid. Als sie nahe genug herangekommen waren und Grummel erkannte, wen er da vor sich hatte, rechnete er nicht mehr mit Gnade.

„Dir soll der Prozess gemacht werden. Ein fairer Prozess. Du bekommst sogar einen Verteidiger“, eröffnete ihm Robert.

„Wer soll mich denn verteidigen?“, klagte Grummel. „Ihr seid doch alle gegen mich.“

„Einer aus euren Reihen“, erklärte der Roboter.

„Einer von uns? Wer soll denn das sein? Bei meinen Untertanen habe ich mich ja auch nicht gerade beliebt gemacht.“

„Eckbert wird das sein“, verkündete Robert.

„Ach du Schreck. Der ist ja der Schlimmste von allen. Der hat doch die meiste Wut auf mich. Den habe ich doch am garstigsten schikaniert!“

„Dein Pech. Musst dich zuerst einmal entschuldigen. Und dann könntest du versuchen, ihn für dich zu gewinnen“, schlug Robert vor. „Vielleicht gelingt es dir ja sogar.“

Die Wachen haben gesagt, dass du dich ganz gut führst. Keine Zornesausbrüche mehr. Nur immer dieses Betteln um mehr Essen. Es kann sein, dass du wegen guter Führung noch ein paar Sympathien einheimst. Eckbert jedenfalls hat gesagt, dass er ganz objektiv sein will.“

„Jetzt schreie ich schon keinen mehr an und drohe niemandem Prügel an. Und ihr lasst mich trotzdem fast verhungern. Seht doch selbst, wie dünn und klein ich bereits geworden bin.“

Judith nahm Robert etwas beiseite und fragte ihn, wieso Grummel so klein geworden sei. Dass jemand dünner wird, wenn er hungert, das wusste sie ja. Aber kleiner, das hatte sie noch nie gehört.

Robert erklärte ihr, wenn diese Grünlinge viel essen, dann wachsen sie nicht nur in die Breite, sondern auch in die Länge. Sie werden immer größer. Deshalb war Grummel auch, als er noch an der Macht war, so viel größer als seine Untertanen. Er gab ihnen einfach nicht genug zu essen. So blieben sie klein und er konnte sie umso besser beherrschen. „Wenn sie hungern, werden sie nicht nur dünner, sondern auch immer kleiner. Das ist so, als wenn man aus einem Luftballon die Luft rauslässt“, erläuterte er.

Der Roboter wandte sich wieder an den Häftling. „Ein Problem haben wir mit dir. Der Prozess soll im großen Saal der freundlichen Stechmücken stattfinden.“

„So freundlich sind die gar nicht“, protestierte Grummel. „Die haben meine besten Soldaten gestochen und haben ihnen Schlafmittel unter die Haut gespritzt. Sonst wäre ich jetzt nicht hier. Dann wärt ihr meine Gefangenen und nicht umgekehrt.“

„Ist schon besser so“, belehrte ihn Till. „Aber jetzt hör gefälligst mal zu. Oder interessiert dich der Prozess gar nicht?“

„Ja, doch. Dann habe ich es hinter mir. Mir doch egal, wo der stattfindet.“

„Wie willst du denn da hineinkommen, in den Saal der Stechmücken?“, fragte Judith.

„Mir doch egal“, sagte Grummel wieder. „Das ist euer Problem.“

„Nein, das ist unser gemeinsames Problem“, widersprach Robert. „Du must dich im Verkleinerungsfeld klein machen.“

„Darauf könnt ihr lange warten“, erwiderte der ehemalige Monsterkönig und grinste hämisch.

„Gut, dann warten wir eben lange.“ Robert ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. „Dann dauert deine Untersuchungshaft so lange, bis du dich auf Stechmückengröße heruntergehungert hast.“

Grummel verging das Grinsen. Das kapierte er. Ganz dumm war er nicht. „Na gut“, sage er kleinlaut. „Und wann soll der Prozess stattfinden?“

„Genau in einer Woche“, eröffnete ihm der Roboter Robert Robertson.



Prozess gegen Grummel

Und genau nach einer Woche, am nächsten Wochenende, waren die Kinder wieder auf dem Mond. Alle Vorbereitungen für den Prozess waren getroffen. Grummel wurde in Handschellen zum Verkleinerungsfeld geführt. Danach trug man ihn in einem winzigen Schächtelchen zu Roberts Auto. Judith und Till durchliefen die Prozedur, die ihnen von früheren Mondaufenthalten so gut vertraut war, ebenfalls noch einmal. Auch alle Prozessbeteiligten, von den Stechmücken abgesehen, verkleinerten sich. Fast alle Grünlinge waren dabei, die ehemaligen Untergebenen. Nur Robert behielt seine Größe. Er beförderte alle zu dem Spalt, in dem die Mücken ihr Zuhause hatten. Dort wurden sie von ein paar kräftigen Arbeitern ergriffen und in den Saal geflogen. Robert blieb per Funk zugeschaltet.

Die Richterin war die Ameisenkönigin. So stand eine amtierende Königin dem abgesetzten Monsterkönig gegenüber. Das kommt gar nicht so selten vor, dass Präsidenten oder andere Herrscher plötzlich im Kittchen landen und angeklagt werden.

Die Ameisenkönigin Regina verlas die Anklageschrift. Grummel wurde der Unterjochung und Ausbeutung seines Volkes beschuldigt, wobei er sich Grausamkeiten wie Prügel und Halbverhungern-Lassen bediente und seine Untergebenen wie Sklaven behandelte. Außerdem wurde er der Absicht beschuldigt, dass er sämtliche Mond-Vorderseiten-Völker unter seine Gewalt bringen wollte mittels eines Stin-kesocken-Anschlags.

Regina sagte: „Angeklagter, stehen Sie auf.“ Folgsam erhob sich der ehemalige Monsterkönig.

„Angeklagter, bekennen Sie sich schuldig?“

Grummel reagierte nicht. Doch er ließ seinen Kopf hängen. Er verschwand fast zwischen seinen Schultern.

„Nun, ich höre nichts“, erinnerte ihn Regina an ihre Frage.

„Es fällt mir nicht leicht, es zuzugeben. Ich habe lange nachgedacht. Und ich habe mich ausgiebig mit meinem Verteidiger, dem edlen Eckbert, beraten.“ Nun hob er seinen Kopf wieder, blickte in die Runde und bekannte mit zitternder Stimme: „Mir ist klar geworden, dass ich großes Unrecht begangen habe. Ich möchte mich aufrichtig bei allen entschuldigen, die ich drangsaliert und gequält habe. Ja, vorsitzende Frau Richterin, ich bekenne mich schuldig in allen Anklagepunkten.“

Ungläubiges Gemurmel ging durch den Saal.

„Ich bitte um Ruhe“, verlangte eine Stechmücke, die als Gerichtsdienlerin fungierte, und schwang ein Glöckchen. Sofort beruhigten sich alle wieder.

„Verteidiger Eckbert“, fragte nun Regina, „ist Grummels Reue aufrichtig? Können wir ihm vertrauen?“

„Ja, meine Vorsitzende. Ich glaube, man kann ihm vertrauen. Ich habe mich viele Stunden mit ihm unterhalten. Jeden Tag, seit ich letzte Woche zum Verteidiger bestellt wurde. Ich sagte ihm rundheraus, dass ich sehr unter ihm gelitten hatte. Ich würde ihn nur verteidigen, weil jedes Wesen ein Recht auf eine Verteidigung hat. Ich sagte ihm, ich würde versuchen objektiv zu sein. Doch wollte ich wissen, was er sich bei alledem gedacht hatte.“

„Und was hat er sich gedacht?“

„Er hat mir von seinem Lebensweg berichtet. Er ist von seinem Volk ausgestoßen worden. Dessen Angehörige leben auf einem anderen Planeten. Es ist ein Volk von Dieben. Räuber, die jedem alles wegnehmen, nur ihresgleichen nicht. Er war so jung und unerfahren. Und hatte schon

immer gerne gegessen. Einmal sah er einen Koch einen Pudding kochen. Der roch unglaublich lecker. Als der Pudding fertig war, stellte ihn der Koch zum Abkühlen nach draußen. Kaum war er nicht mehr kochend heiß, eilte Grummel herbei und futterte die Schüssel bis auf den Grund leer. Doch wurde er erwischt und sofort von seinem Heimatplaneten verbannt. Auf die kahle und lebensunfreundliche Mondhinterseite. In irgendwelchen tiefen Felspalten wuchsen dort ein bisschen Moos und ein paar Flechten. Verhungern musste er in der Verbannung also nicht, doch es würde ein karges Leben werden.

Doch Grummel war nicht blöd. Die Grünlinge schlüpfen bei ihrer Geburt aus winzigen Eiern. Bevor Grummel zum Mond abtransportiert wurde, packte er sich einige Tüten mit diesen Eiern ein. Es waren ein paar Tausend. Nachdem er sich halbwegs auf dem Mond eingerichtet hatte, erwärmte er die Eier mit seiner Körperwärme, und bald krochen winzige Grünlinge aus den Eiern. Die versorgte er recht gut, sie wuchsen und gediehen. So bin auch ich selbst herangewachsen. Doch als wir groß genug waren, wurden wir zu seinen Sklaven.

Grummel hatte keine Skrupel. Er war verbannt und sah sich im Recht, uns zu beherrschen. Schließlich verdankten wir ihm unser Leben, meinte er. Er hatte vollkommen die Maßstäbe verloren, was Recht ist und was Unrecht. Deshalb hatte er auch immer wieder versucht, die Vorderseite zu überfallen. Er wollte mehr Macht und mehr Essen. Er wollte immer größer werden.

Durch die Gefangennahme hat er sich verändert. Er musste die Schmerzen aushalten, die wir ihm zugefügt hatten. Er muss immer noch den Hunger aushalten. Es scheint so, als hätten ihn diese Geschehnisse geläutert.“

„Scheint das nur so? Oder können wir uns darauf verlassen?“, hakte die Richterin nach. „Was sagt der Angeklagte?“

„Sie können sich darauf verlassen, Vorsitzende Regina. Alle können sich darauf verlassen. Ich schwöre, ich werde mich ändern.“

„Dann war das ja ein kurzer Prozess“, fasste Regina zusammen und verkündete: „Das Gericht zieht sich jetzt zur Beratung zurück.“

Mit ihren Beisitzern verließ sie den Saal. Dort wurde wieder aufgeregtes Gemurmel laut. Niemand hatte bisher gewusst, dass Grummel ein Verbannter war. Konnte man ihm glauben? Oder log er allen die Hücke voll?

Nach einiger Zeit ging die Tür wieder auf, und die Richterin mit ihren Beisitzern betrat den Saal. Die Zuhörer standen auf, und Regina gebot mittels Handzeichen, sich zu setzen. Sie ordnete einige Papiere und sagte dann:

„Angeklagter, stehen Sie auf.“ Grummel richtete sich auf. „Im Namen des Volkes spreche ich Sie schuldig in allen Anklagepunkten. Sie können sich setzen.“ Grummel verzog keine Miene und ließ sich wieder auf der Anklagebank nieder.

„Das Strafmaß beträgt drei Jahre Haft und Dauerdiät. Der Angeklagte darf künftig so viel Nahrung zu sich nehmen, dass er seinen derzeitigen Umfang und seine Größe hält, aber keine Portion mehr, damit er nicht wieder dicker oder größer wird.“

Strafmildernd wird anerkannt, dass der Angeklagte geständig ist und dass er seine Taten bereut und sich in der Untersuchungshaft gut geführt hat. Die Reue sieht das Gericht als aufrichtig an. Als Auflage wird der Angeklagte verpflichtet, täglich vier Stunden lang Putzdienst zu leisten.

Ihm wird auferlegt, die Mondkrater auszufegen, die ihm zugewiesen werden. Dazu eingeteilt wird er vom Rat der Mondbewohner.

Sollte er sich dabei bewähren und sich nicht neue Missetaten zuschulden kommen lassen, erhält er die Gelegenheit, im Krankenhaus der Mondhühner mitzuarbeiten. Früher hat er seinen Untergebenen Wunden zugefügt, jetzt soll er lernen, wie man Wunden behandelt. Und weitere pflegerische Fähigkeiten soll er sich ebenfalls aneignen.

Der Angeklagte erhält die Gelegenheit, die Ausbildung zum Hilfspfleger zu machen. Sollte er das Examen bestehen und sollten in der Zeit bis dahin keine Klagen über ihn mehr kommen, gilt die Haftstrafe als aufgehoben.“

Judith und Till, die den Prozess aufmerksam verfolgt hatten, waren mit dem Urteilsspruch einverstanden. Wieso sollte Grummel nicht eine zweite Chance bekommen? Vielleicht würde er wirklich ein guter Pfleger. Und das Schicksal, vom eigenen Volk verstoßen zu werden, war ja auch nicht leicht zu verschmerzen. Das rechtfertigte zwar nicht sein ruchloses Verhalten, aber ein bisschen konnte es das erklären.

Auch war ja erstaunlich, dass es da irgendwo im Weltall Lebewesen gab, die wie selbstverständlich zwischen Planeten und Monden hin und her fuhren, die sich gegenseitig beklauten und die eigenen Leute aussetzten.

An den nächsten Wochenenden flogen Judith und Till fast regelmäßig hinauf zu ihren Freunden auf dem Mond. Oder auch hinunter, wie Robert immer sagte. Immer wieder mal erkundigten sie sich nach Grummel. Der machte tatsächlich kaum noch Schwierigkeiten und fegte ohne Murren die Krater aus.

Bereits nach wenigen Wochen forderte Dr. Stolzentrapp Grummel als Hilfskraft an. Er war nämlich der

Chefarzt im Krankenhaus der Mondhühner, und das litt unter ständigem Personalmangel. Zunächst erledigte Grummel auch dort nichts als Putzarbeiten. Eines Tages jedoch fand er in einem Seitental eine uralte Henne, die gestürzt war und sich dabei schwer den Kopf gestoßen und starkes Schnabelbluten bekommen hatte. Das Blut spritzte nur so. Sofort legte Grummel einen Druckverband an und schleppte die alte Dame ins Krankenhaus. Nur durch seine Hilfe konnte ihr Leben gerettet werden.

Daraufhin setzte der Chefarzt Grummel vorzeitig als Hilfspfleger ein, in Absprache mit dem Hohen Gericht. Seither besuchten Judith und Till immer wieder auch das Krankenhaus, sprachen mit Dr. Stolzenkamm und fragten nach, was Grummel für Fortschritte bei seiner Ausbildung machte.

Im Großen und Ganzen war der Arzt zufrieden. Grummel sei wirklich arbeitswillig und wissbegierig. Er lerne ziemlich schnell. Doch manchmal kämen halt immer noch seine Diktator-Eigenschaften durch. Da wolle er einfach nur Befehle erteilen und sich aufspielen. Doch meist genüge der Hinweis, dass er die Ausbildung sofort abbrechen könne, wenn er sich nicht ändern wolle. Dann sei er sofort wieder kleinlaut und entschuldige sich. Er bedanke sich sogar dafür, dass man ihm half, sich zu wandeln. Den Knast wollte er so schnell wie möglich verlassen. Und wenn alles gut ging, dann konnte er schon in einem Jahr sein Examen machen.

Das Mars-Abenteuer

Wieder einmal waren Judith und Till auf dem Weg zum Mond. Der Sommer war bereits vorüber, der Herbst hatte Einzug gehalten. Es war Mittwoch, der 26. Oktober. Till hatte seinen Eltern längst berichtet, dass er die Mondreisen mit Judith zusammen unternommen hatte. Und wie erwartet: Weder seine Mutter noch sein Vater hatten ihm geglaubt. Obwohl sei Vater ganz im Stillen dachte: Na ja, ganz unmöglich wäre das wohl nicht.

Wie aber kam es, dass die Kinder mitten in der Woche unterwegs waren? Das war ganz einfach: Sie hatten Herbstferien. Es war zwar etwas ungewöhnlich, dass sie an einem Mittwoch die Reise antraten, aber in diesem Jahr war es eben so.

Während sich Judith und Till also mit ihren Raketenrädern und in den Raumanzügen dem Mond näherten, bemerkte Judith. „Cool sehen die Raketen aus. Sind die neu lackiert worden?“

„Nein, das sind ganz andere als die vom letzten Mal. Die Raketen wurden im Institut gewaltig verbessert. Zum Glück hat mein Vater gleich welche mit nach Hause gebracht.“

„Und fällt es nicht auf, dass einige fehlen, wenn wir eine Woche damit unterwegs sind?“

„Nö, das sind ja die Ersatz-Raketen. Er hat noch ein paar mehr, an denen er rumbasteln muss.“

Eine Woche blieb ihnen nun Zeit für ihren Ausflug. Judith und Till hatten wieder ihre gut bewährte Ausrede gebraucht. Jeder war angeblich beim Onkel des anderen zu Besuch.

Sie kamen dem Mond immer näher. Da machte Till plötzlich einen ungewöhnlichen Vorschlag.

„Was hältst du davon, Ju, wenn wir einen Abstecher zum Mars machen? Wir sind ja eh viel zu früh dran. Robert erwartet uns erst in zehn Stunden. Wir wussten ja selbst nicht, dass wir schon am Vormittag starten und nicht erst am Abend.“

„Zum Mars?“ Judith war verblüfft. „Ja, schaffen wir das denn? Wie weit ist der überhaupt weg?“

„Na, das sind heute schon fast zweihundert Millionen Kilometer.“

„Ups. Das ist ja unvorstellbar weit.“

„Wir haben's heute ja noch ganz gut. Der Mars ist nicht so weit entfernt wie an anderen Kalendertagen. Wenn man Pech hat, kann die Distanz fast vierhundert Millionen Kilometer betragen. Dann nämlich, wenn er sich genau auf der gegenüberliegenden Sonnenseite befindet.“

Judith versuchte, sich das vorzustellen. Also wir sind hier auf der Erde, dachte sie. Wir müssten an der Sonne vorbei, immer geradeaus, und dann würden wir irgendwann auf den Mars treffen. Und das sind dann zusammen vierhundert Millionen Kilometer. Aber das war ja heute nicht der Fall. „Und wie lange werden wir brauchen, für diese zweihundert Millionen Kilometer?“

„Ich würde mal sagen, wir fahren eine Stunde hin, umrunden den Mars ein paarmal, und fliegen dann in nochmals einer Stunde zum Mond. Dann kommen wir genau dann an, wenn Robert uns erwartet.“

„Wie schnell werden denn unsere Raketenräder eigentlich, wenn wir Vollgas geben?“, wollte Judith jetzt wissen.

„Die schaffen halt Lichtgeschwindigkeit. Aber so schnell dürfen wir nicht fliegen.“

„Lichtgeschwindigkeit, das sind ja – lass mal überlegen. Das hatten wir doch neulich in Physik. Ja, dreihunderttausend Kilometer. In einer Sekunde. Aber Robert mit seinem Raketenauto war doch immer viel schneller als wir. Erreicht der denn auch Lichtgeschwindigkeit?“

„Nein, niemals. Unsere alten Raketen waren halt viel langsamer als Roberts Auto. Jetzt könnten wir ihn locker abhängen.“

„Echt, mit diesen Rädern?“ Judith konnte es kaum glauben.

„Ja, das ist der verbesserte Quarks-Antrieb. Der beschleunigt immer weiter. Nur geht es niemals schneller als die Lichtgeschwindigkeit. Aber so schnell dürfen wir nicht fahren!“

„Und wieso nicht? Dann wär’n wir doch in – lass mal überlegen – zweihundert Millionen durch dreihunderttausend, das sind zweihunderttausend durch dreihundert oder zweitausend durch drei.“ Ja, Judith rechnete das alles ganz gut im Kopf aus. „Das sind knapp siebenhundert Sekunden. In elf Minuten wären wir also oben.“

Relativitätstheorie

Das stimmt schon“, bestätigte Till. „Aber wenn wir das machen, dann kommen wir zurück, wenn unsere Eltern alte Tattergreise sind.“

Judith war ratlos. Was erzählte Till denn da? Wollte er sie veräppeln? Sie wollten doch nicht Jahre wegbleiben, sondern nur eine Woche.

„Und kannst du mir das vielleicht auch mal erklären? So wie du das sagst, scheint du das ja ernst zu meinen.“

„Ja, wenn sich etwas mit Lichtgeschwindigkeit bewegt, dann vergeht die Zeit viel langsamer. Wenn wir elf Minuten mit Lichtgeschwindigkeit fliegen, dann vergehen unterdessen auf der Erde fünfzig Jahre.“

„Wer sagt das?“ Judith war immer noch skeptisch.

„Das hat ein Wissenschaftler herausgefunden, der Einstein heißt.“

„Einstein. Ja, von dem hab ich schon mal gehört. War da nicht was mit relativ und Theorie?“

„Genau. Die Relativitätstheorie hat er entwickelt. Und dass sie stimmt, das hat man durch die moderne Raumfahrt schon herausgefunden. Zwar fliegt bisher noch niemand mit Lichtgeschwindigkeit. Doch bei den erdumkreisenden Satelliten kann man schon feststellen, dass bei denen die Zeit ein bisschen anders geht. Das sind nur Bruchteile von Sekunden.“

„Dann lassen wir das lieber mal bleiben, mit dem Mars. Nicht, dass wir zurückkommen und Pa hat 'nen langen, weißen Bart.“

„Keine Sorge“, entgegnete Till. „Wenn wir uns eine Stunde Zeit lassen, dann macht die Zeitverschiebung ge-

rade mal eine Sekunde aus. So schnell wächst auch deinem Vater kein Bart.“

Damit war Judith einverstanden. Doch schon tauchte bei ihr die nächste Frage auf. „Und wo ist der Mars? Die Sterne sehen von hier aus doch alle gleich aus. Nicht, dass wir den falschen anpeilen. Dann sind wir vielleicht ein paar Jahre unterwegs. Und dann kommen wir als Oma und Opa zurück.“

Doch auch hier wusste Till Rat: „Der Mars steht heute im Sternbild des Schützen. Siehst du – dort!“ Er deutete mit dem Arm auf eine Sternenansammlung ein gutes Stück rechts abseits des Mondes.



„Na, wenn das so ist, dann auf zum Mars“, jubilierte Judith. Das konnte auch ein tolles Abenteuer werden.

Die Freunde schwenkten ihre Lenker herum und nahmen Kurs auf das Sternbild Schütze. Von dem Planeten

Mars war noch nichts zu sehen. Nein, nichts stimmte nicht ganz, er war schon zu sehen. Doch nur als kleiner Punkt. Als ein Stern unter Millionen. Das Sternbild zeichnete sich von hier aus viel deutlicher ab als von der Erde, wo es selbst in der Nacht oft nicht richtig dunkel wird. Viel zu viele Lampen und Laternen geben ihre Helligkeit ab. Dadurch verblasst der Himmel, und die Sterne sind schlechter sichtbar.

Ihr wisst ja sicher noch, dass man die Raketenräder mit dem Lenker ganz normal lenken kann. Schwenkt man den Lenker zum Beispiel nach links, drehen die Raketen das ganze Rad automatisch zur linken Seite. Genau wie man schneller wird, wenn man in die Pedale tritt. Bis hin zur Lichtgeschwindigkeit, wie wir gerade gehört haben. Und die Raketen stoppen, wenn man bremst. Will man nach unten fahren, drückt man den Lenker herunter, will man nach oben, reißt man ihn hoch.

Eine Stunde, das ist doch schon eine ganz schön lange Zeit. In dieser Zeit kann man eine ganze Menge anschauen und erleben. Zuerst fragte Judith ihren Freund, woher er denn nun wusste, wo er den Mars zu finden hat. „Steht der denn immer dort, mitten im Schützen?“, fragte sie. Daraufhin begann Till geduldig, Judith den Sternenhimmel zu erklären.

Ja, der Junge konnte das wirklich sehr, sehr gut. Judith war begeistert. Doch ihr wollt sicher lieber wissen, wie die Geschichte weitergeht.

Deshalb machen wir es hier wie mit der Mondkunde. Wenn ihr neugierig seid, und

wenn ihr auch mehr über die Sternbilder wissen wollt, dann seht doch dort im Anhang nach. Auf der Seite 351 geht es los. Oder ihr lest erst die ganze Geschichte und überlegt euch, ob ihr vielleicht anschließend Lust auf etwas Astronomie habt.

Es war schon beeindruckend, was Till da alles erzählte.

Der Himmel vor ihnen hatte sich unterdessen kaum verändert, Judith warf aber einen Blick zurück. Vom Mond war schon nichts mehr zu erkennen. Er war zu einem dieser vielen Punkte am Himmel geschrumpft. Und die Erde mutete nur noch wie ein winzig kleiner, blauer Fleck an, schon kleiner als ein Stecknadelkopf. Und den sollten sie wiederfinden? Hoffentlich wusste Till, was er tat. Sollte sie ihn fragen? Sie traute sich nicht. Er würde sich bestimmt ärgern, wenn er merkte, dass sie ihm nicht vertraute.

Als Judith wieder nach vorne schaute, entdeckte sie dort einen Stern, der jetzt deutlich größer wirkte als die anderen. Es war einer, der nun auch die Größe eines Stecknadelkopfs aufwies. Und er wuchs beträchtlich, je näher sie ihm kamen. Bald war er so groß wie eine Glasmurmel und wenig später wie ein Tischtennisball. Ein rötlicher Tischtennisball.

„Schade, ist ja gar nicht blau wie die Erde. Klar, der Mars hat ja auch kein Wasser“, gab sich Judith selbst die Erklärung. „Aber wieso ist er dann nicht braun, wie bei uns die Berge, wenn man sie aus dem All betrachtet – oder gelb wie die Wüsten?“

Auch hierfür wusste Till eine Erklärung. „Das rührt vom Eisen her, das im Marsgestein vorhanden ist, verwittert und dann aussieht wie Rost. Das konnten die Astrono-

men früher schon mit bloßem Auge erkennen. Sie nannten den Mars deshalb den roten Planeten.“

„Eigentlich auch 'ne schöne Farbe“, gab Judith zu.

„Der Färbung verdankt er auch seinen Namen. Im Altertum dachten die Leute, sie könnte vom Blut kommen. Und so viel Blut fließt vor allem in Schlachten. Und die finden im Krieg statt. Mars war der Kriegsgott der Griechen. Deshalb haben sie diesen Planeten Mars genannt. Du siehst den Stern des Kriegsgottes vor dir.“

Das fand nun Judith überhaupt nicht sympathisch. Beim Anblick roter Farbe kann man doch genauso gut an Rosen denken, überlegte sie. Wie mochte Rose auf Griechisch heißen? Das wäre mit Sicherheit der schönere Name. Doch was sollte sie machen? Die Astronomen würden ihn sicher nicht umtaufen für sie.

Die Kugel vor ihr wuchs weiter an. Der linke Rand aber fehlte bzw. lag er im Halbschatten. Der Mars sah so aus wie ein Mond, der fast voll werden will. Ein zunehmender Mars also. Das lag ganz einfach daran, dass sie schräg auf den Mars zuflogen. Und die Sonne beleuchtete eben nur die Seite, die ihr zugewandt war. Wie beim Mond halt auch.

Als sie noch etwas näher herankamen, konnten die Freunde schon dunklere und hellere Stellen ausmachen. Plötzlich rief Judith aufgeregt aus:

„Sieh mal, da ist ja noch ein kleines Kügelchen, da links neben dem Mars.“

Das war einer der Marsmonde. Anders als die Erde hat der Mars nämlich zwei Monde. Auch hierzu wusste Till Spannendes zu berichten. Und auch das findet ihr im Anhang ab der Seite 360.

Dann ging es rasend schnell weiter. Die Kugel erschien bald so groß wie ein Tennisball, dann wie ein Fußball. Als sie die Größe eines Wasserballs erreicht hatte, konnten die Radler bereits sehr gut Berge, Täler und Krater erkennen. Judith war außer sich vor Aufregung und vor Freude.

Mars-Flug

Die Kinder bremsten die Raketenräder etwas ab und flogen tiefer. Die Kugel schwoll immer weiter an, bald schon war sie nicht mehr als Kugel zu erkennen. Die Marsoberfläche sah nun aus, wie wenn man mit einem Flugzeug über ein unbekanntes Land fliegt. Sie glich einer Wüste. Eine Wüste auf der Erde könnte ähnlich aussehen. Nur eben nicht so rot.

„Wow“, entfuhr es Judith, „da ist ja ein mächtiger Berg. Der reinste Wahnsinn.“ Genau an der Grenze zum Marsschatten erhob sich dieses Monster, ein Riesenvulkan.

„Da haben wir ja einen Volltreffer gelandet. Das ist der berühmteste Berg der Welt. Der Olympus Mons.“

„Ist der Mount Everest nicht berühmter?“, erkundigte sich Judith. „Er ist ja auch am höchsten.“

„Der berühmteste unter Astronomen, muss ich besser sagen. Der ist dreimal so hoch wie der Mount Everest! Und er ist nicht nur der höchste Berg auf dem Mars. Es gibt auf keinem anderen Planeten einen höheren. Wir haben hier also den höchsten Berg des ganzen Sonnensystems vor uns.“

Judith staunte nicht schlecht. Als sie näher herankamen, glaubte sie es aber. Auch wenn sie den Mount Everest noch nie gesehen hatte. Der Olympus stand in einer Senke. Die Kinder flogen in diese hinunter, und aus der Tiefe wirkte der Berg noch gigantischer. Sie näherten sich bis auf vier Kilometer dem Boden und zogen dann die Räder vor der Bergflanke nach oben. Über zwanzig Kilometer ging es nur bergauf.

Als sie den breiten Kraterrand überflogen hatten, tat sich vor ihnen eine Hochebene auf. Die Kinder hatten schnell wieder eine beträchtliche Höhe erreicht und er-

kannten weiter im Osten drei auffällige Vulkane – nicht ganz so gewaltig wie der Olympus. Dafür waren sie aber schön in einer Linie aufgereiht.

Dahinter wurde es nun richtig spannend. Es folgte eine vollkommen zerrissene und zerklüftete Gegend.

„Die Valles Marineris“, wusste Till. Kannte er denn den ganzen Mars auswendig? Judith war erstaunt.

„Und was waren das für Berge, über die wir gerade geradelt sind?“ Sie testete ihn auf Herz und Nieren. Doch Till blieb keine Antwort schuldig.

„Das waren die Tharsis Montes“, erklärte er. „Aber wie jeder Einzelne von den dreien heißt, das weiß ich nicht.“ Judith war etwas beruhigt.

„Na gut, sonst käme ich mir ja auch noch dümmer vor.“

„Das musst du wirklich nicht. Das kann ja auch keiner verlangen. Ich habe dafür meine Schwierigkeiten mit den französischen Vokabeln. Die schüttelst du ja nur so aus dem Ärmel.“

„Liegt wahrscheinlich daran, dass ich mehr Interesse an der Sprache habe als du. Und weniger Interesse für den Mars. Bis jetzt wenigstens.“ Dann wollte sie noch wissen, was das nun mit den Valles auf sich hätte.

„Das ist gleich die nächste Berühmtheit auf dem Mars. Das sind extrem tiefe Gräben. Sieben Kilometer können die tief werden. Das musst du dir mal vorstellen.“

Das Gewirr der Linien, das fast wie ein Netz aussah, ging allmählich in sehr gerade Kanäle über. Judith musste sich die Tiefe nicht vorstellen, nein, sie konnte sie hier an Ort und Stelle betrachten. Und war enorm beeindruckt. Ewig lange flogen die Kinder darüber hinweg.

„Valles, das heißt einfach Täler auf Lateinisch, und Valles Marineris wurden sie genannt, weil die Sonde Mariner 9 sie zuerst fotografiert hatte.“

„Sind das die Marskanäle, die von den Marsmännchen gebaut wurden?“

Till lachte. „Das hat man eine Zeitlang geglaubt. Ein paar Astronomen meinten, sie hätten mit dem Fernglas auf dem Mars künstliche Kanäle entdeckt. Sofort wurde spekuliert, dass die nur von intelligenten Lebewesen gebaut worden sein könnten. Andere Astronomen aber konnten die Kanäle überhaupt nicht ausmachen. Sie meinten, das wären nur optische Täuschungen. Die Sonde jedenfalls hat sie eindeutig aufgespürt, und wir sehen sie ja jetzt auch.“

Die Freunde flogen und flogen, die Kanäle schienen kein Ende nehmen zu wollen. Kein Wunder, schließlich sind sie ja viertausend Kilometer lang. Das ist so weit, als wenn man von Moskau nach Lissabon fliegt. Einmal quer über ganz Europa hinweg.

Irgendwann tauchten doch die letzten Ausläufer der Valles auf. Die Gegend wurde flacher, und es wurde dunkler. Judith und Till hatten das Ende des sonnenbeschiene-
nen Teils des Mars erreicht. Würden sie weiterfliegen, kämen sie in den Marsschatten, auf die Nachtseite.

So schlug Till vor: „Lass uns mal zum Südpol fliegen.“

„Können wir machen. Aber weshalb nicht zum Nordpol?“

„Da ist grad Winter. Deshalb liegt der fast vollständig im Dunkeln. Da sehen wir nicht viel.“ Wieder so etwas, worüber sich Till anscheinend schlaugemacht hatte. Von wegen, nur mal so einen Abstecher zum Mars, wie er vorgeschlagen hatte. Er hatte sich ganz genau vorbereitet.

Natürlich war Judith einverstanden. Also schwenkten sie im großen Bogen nach rechts und rasten auf den Südpol zu. Sie überflogen eine riesige Tiefebene, die Argyre Planitia, wie Till wusste. Silberebene bedeutet das im Altgriechischen, und sie hat einen Durchmesser von neun-

hundert Kilometern. So weit wie von Berlin nach Paris. Die Ebene entstand vor vier Millionen Jahren durch den Einschlag eines riesigen Meteoriten. Hätte es damals Leben auf dem Mars gegeben, wäre es vollständig vernichtet worden.

„Noch größer ist das Hellas-Einschlagbecken“, erklärte Till. „Es liegt noch weiter im Osten, dort, wo jetzt schon Nacht ist. Es ist über zweitausend Kilometer lang, also mehr als doppelt so groß wie das Silber-Einschlagbecken.“

Nun hatten die Kinder es nicht mehr weit bis zum Südpol.

„Eis, da ist ja Eis. Da kann man bestimmt Schlitten fahren!“, jauchzte Judith plötzlich.

„Könnte klappen“, bestätigte Till. „Nur ist das kein Wassereis, das ist gefrorenes Kohlendioxid.“

Judith kannte den Begriff. „Das, was wir ausatmen?“

„Genau. Wir benutzen das auch als Trockeneis. Schlittenfahren müsste aber auch darauf gehen.“

„Na ja, heute nicht“, lachte Judith. Dann stutzte sie, als sie näher dran waren.

„Da sind ja lauter Löcher im Eis. Sieht irgendwie komisch aus – wie ein riesiger Schwamm.“

„Ja, das hier wird auch Schweizer-Käse-Terrain genannt. Trifft wirklich zu, finde ich.“

„Na gut, nicht immer nur griechische Namen!“ Judith lachte los. Sie fühlte sich wohl, ein Glücksgefühl durchströmte sie. Sie konnte sich nicht sattsehen.

Doch Till vollführte einen großen Bogen und sagte: „Ich glaube, das war’s für heute. Wir müssen langsam an den Rückweg denken.“

Schade, dachte Judith. Doch auch sie drehte ihre Runde und raste dann mit ihrem Rad Till hinterher. Der



war auf dem Weg zum Äquator. Sie überquerten nochmals eine breite Ebene, dann ein ausgedehntes Felsgebiet und plötzlich verkündete Judith:

„Ich sehe ihn – da ist wieder der Olympus Mons!“ Sie war froh, dass sie sich diesen Namen gemerkt hatte.

„So ist es“, bestätigte Till. „Wir haben unseren Rundflug geschafft. Und nun ab – zurück zum Mond!“ Er schlug die Richtung nach Westen ein und wollte sich in den Sternenhimmel stürzen.

„Och, lass uns ruhig noch ein Ründchen drehen. Im Norden waren wir ja noch gar nicht. Wer weiß, wann wir das nächste Mal hier sind.“ Das war ein Argument, das auch Till überzeugte.

„Gut“, sagte er, „aber nur noch eine halbe Stunde.“

Die Freunde schwenkten um nach Nordosten. Diese Gegend war wirklich viel flacher. Die Kinder flogen über eine endlos lange Ebene, die aber auch von vielen kleinen Kratern und Höhenzügen durchsetzt war. Bald näherten sie sich dem Nordpol. Es wurde dunkler, sie drohten in den Marsschatten einzutreten.

„Lass uns lieber umkehren“, ließ sich jetzt Till vernehmen. „Hier ist sowieso nicht mehr viel zu sehen.“

Gesagt, getan. Als der Olympus zum dritten Mal vor ihnen auftauchte, meinte Till:

„Gut, zweiter Rundflug beendet. Lass uns abdrehn.“ Kaum hatte er das gesagt, zog er auch schon den Lenker herum und wendete mit einem wunderschönen Funken- schweif Richtung Erde und Erdenmond.

